

Nachdruck verboten.

27]

Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

„Amüsieren Sie sich, Herr Doktor,“ flüsternte Hans Martin heiser, ihm die schmale, brennende Hand entgegenstreckend.

„Birst Du aber auch ruhig wie immer einschlafen, Jung? Und Dich nicht stören lassen, wenn ich ein bißchen spät komme?“

„Ach, Herr Doktor, Sie wissen ja, ich schlafe gleich ein. Bin immer so müde —“

Auch der Doktor in seinem schönen Optimismus hatte Richard gut zugeredet.

„Ich übernehm' die Garantie. Der schläft Ihnen wie ein Napf.“

So war Richard gegangen. Aber das Bild des schönen, blaffen Knabekopfes wurde er so bald nicht wieder los.

Ja, müde, unendlich müde. Eine ewige Sehnsucht nach Schlaf! Und so etwas seltsam Ruhiges, Abgeklärtes, Wunschloses.

Gar nichts mehr vom wilden Ueberbrausen, von der burschikosen Lustigkeit. Wunderbar verändert.

Erst als er die Treppe emporstieg und schon die Klänge der Musik von obenher erschallten, wurde ers los.

Welch glänzendes Bild.

Die Gesellschaft war schon fast vollzählig. Ein bunter Damenkreis, die Herren alle stattlich und feittätig, die Denternien aufgestellt von liebenswürdiger Heiterkeit.

Sorstmanns Wohnung lag im Gymnasium. Die Aula wurde zum Tanzsaal bemitt.

Sogar Urban pflegte an solchen Tagen den dienstlichen Ausdruck ad acta zu legen und wie ein gemütlicher alter Papa anzusehn.

Kornelie Urban war ganz in Weiß. Ihre herrliche Büste, die vollen Arme, das ährengelbe Haar und die rosige Haut leuchteten in unbeschreiblicher Zartheit.

Als er auf sie trat, brach ein heller Glanz aus ihren Augen. Sie gab ihm die Hand wie einem alten Freunde; als wäre das, was sie neulich im Sankt Annengange miteinander erlebt hatten, zu einem geheimen Band zwischen ihnen geworden.

Bald wurde sie von andren Gästen in Anspruch genommen. Und Richard sog mit durstigen Sinnen all die Schönheit, die Eleganz, den Lichterglanz in sich ein. Blumen- und Parfümberauschten ihn fast.

Er sättigte sich an all diesen auf ihn eindringenden Reizen wie ein Halbverhungertes am Speisendunst.

Im Anfang hielt er sich im Hintergrund. Ihm war doch bekommen. Bald aber kam der und jener und zog ihn ins Gespräch. Er mußte aus seiner Ecke hervor. In diskretester Weise, so schmeichelhaft und auszeichnend, wie die gute Gesellschaft dergleichen zu thun pflegt, wurde er als „Wundertier“ behandelt. Sein Abenteuer gab ihm eine gewisse Berühmtheit. Die Spuren des Leidens auf seinem Gesicht rührten das mitleidige weibliche Herz. Die jungen Mädchen tuschelten sich Geständnisse in die Ohren, daß er himmlisch interessant, süß, eigentlich fürchtbar nett sei. Daß er auf erotischem Gebiete gesündigt hatte und der Schleier des Geheimnisses sein Vergehen umhüllte, machte ihnen seine Persönlichkeit doppelt reizend.

Er tanzte nicht, obgleich viele warme, lockende, bittende Blicke zu ihm hinüberflogen.

Bei Tisch war Richard Frau Vittrichs Cavalier. Die stille, blasse Frau, die in ihrem schreiend mohnroten, mit Spitzen überladenen Kleide ausfah, als gehöre es ihr nicht, war ihm gerade recht. Ihre tiefen, dunklen Augen blickten so berebt, so wissend vom Schmerz in die seinen. Sie hatte eine leise, klagende Stimme, die ihm wohl that, als wär's die seiner Mutter.

Nicht weit von ihm strahlte Frau Rober, in ihr altes Schwarzseidenes gehüllt, in jungem Mutterstolz. Sie erzählte vom neunten Kleinen Wunderdinge, als wär's das erste. Sie sprach immer nur von ihren Kindern und hätte, wie Niobe, der Göttingen gehöhnt, die weniger besaßen als sie.

Rober trug einen neuen Frack. Er hatte Zulage erhalten

und war bis zum Plagen geschwollen vom Gefühl seiner Würde und Bravheit.

Durch den Theerofenstrauß auf der Tafel konnte Richard Volkmar manchmal einen Blick auf Kornelie Urbans blonden Kopf werfen. Sie hatte heute so etwas Weiches, Weibliches, Gültiges.

Ueberhaupt, alle diese Menschen hier — wie gut, wie friedlich, wie nett und prächtig gaben sie sich! Wie gemildert schienen alle Mißklänge der rauhen Welt, wie verschleiert das Häßliche, Niedrige, wie herausgedrängt Sorge, Not, Sünde. Alles so harmlos, so erfüllt, einander die angenehmsten Dinge zu thun und zu sagen, die besten Bissen vorzulegen, die edelsten Tropfen zu kredenzen!

Wenn irgendwo in dieser brutalen Welt das Leben vollkommen ist, so ist's in den Kreisen der gebildeten Gesellschaft. Vom ewigen Frieden, der selbstlosesten Nächstenliebe, den edelsten Tugenden bieten sie wenigstens das Scheinbild, da die Wirklichkeit doch nie erreichbar sein wird.

Warum also willst Du Dich selber ausschließen und Krieg führen gegen die herrschenden Mächte? dachte Richard Volkmar, den letzten Tropfen Champagner schlürpfend.

Es wurde schon vom Tisch aufgestanden, das Verneigen, Geseignete-Mahlzeit-wünschen hatte begonnen.

Er reichte seiner blaffen Dame den Arm.

„Schade! Es war so hübsch, Herr Doktor,“ sagte Frau Vittrich bedauernd. Ihre lange Schleppe rauschte; ihre Diamanten blitzten wie ein Thränenreiß im dunkeln Haar.

Es wurde wieder getanzt, mit größerer Leidenschaft, wilderem Feuer.

Kornelie schwebte ununterbrochen in ihrer ruhigen, vornehmen Anmut an ihm vorüber. Und Richard sah sie an, mit einem Wohlgefallen, das sich im Laufe des Abends zur Bewunderung steigerte. Ja, zuweilen überließ's ihn wie süßer Sinnenrausch.

Keine hastige Bewegung, nichts Eckiges, Ungraziöses an ihr; alles weich und rund, dabei straff, kräftig, gesund.

Auf einmal aber, ehe er sich's versah, stand sie vor ihm mit wogender Brust, glühenden Wangen.

„Herr Doktor, es ist Damenpolka.“

„Gnädiges Fräulein — ich —“

„Wollen Sie mir einen Korb geben? Sie tanzen doch früher so gern!“

„Tanzen — jetzt — in meiner Lage!“

„Thun Sie's nur,“ sagte sie ermunternd. „Geht ist Gottesfriede.“

„Gottesfriede!“ wiederholte er betroffen.

„Nicht wahr,“ lächelte sie, „ein wundervolles altes Wort, und ein wundervoller Brauch: eine Zeit einzusehen, in der alles Böses, Schmerzliche, Verfolgung, Hader, Strafe ruhen, die arme Seele aufatmen, sich besinnen kann.“

„Ja, Gottesfriede!“ sagte er tief atmend. „Danach ist mir's den ganzen Abend schon gewesen.“

Er schlang den Arm um sie, und sie schwebten zusammen durch das mächtige Zimmer, von dessen Wänden die Büsten großer Pädagogen, Denker und Staatsmänner ernst und feierlich herabschauten.

Endlich brach die Musik ab, und er führte sie in eine kleine Nische nahe dem Fenster, die von dunklem Laub gebildet war.

Ihr warmer Körper schien sich noch immer an seine Brust zu schmiegen. Von den vollen, weißen Armen fühlte er sich umstrickt, wehr- und willenlos gemacht. Der starke Freisduft, den ihr Haar und ihr Kleid ausströmten, benebelte ihm die Sinne wie Weihrauchdunst.

Sie sprach ruhig und gewandt allerlei leichte Dinge. Auf einmal aber sagte sie: „Seit unsrer letzten Begegnung — wissen Sie noch, im Sankt Annengang? — da haben Sie viel erlebt.“

Ein tiefer Schatten flog ihm übers Gesicht.

„Ja, damals,“ sagte er bitter. „Als ich nach Hause kam, fand ich das Nest leer.“

Ein tiefes Bedürfnis, sich auszusprechen, ergriff ihn. Dies Mädchen war ihm mehr als freundschaftlich gesonnen, es verstand ihn. „Es war der fürchtbarste Tag meines Lebens,“ setzte er dumpf hinzu.

„Das — hab ich oft denken müssen, als es herumkam.“

Ich hab's mir ausgemalt, wie Sie so ahnungslos — Sie haben nichts geahnt?"

„Ich — glaubte es einfach nicht. Zu jedem Opfer wäre ich bereit gewesen.“

Sie sah ihm voll Wärme in das düstere Gesicht. „Ich habe Sie bewundert,“ sagte sie. „Und wenn mein Vater böse war“, fügte sie fast verschämt hinzu, mit ihrem Fächer spielend, „da hab ich immer wieder zum Guten geredet.“

„Fräulein Kornelie!“ sagte er herzlich, ganz gerührt.

„Sie werden sich vielleicht schon gewundert haben,“ meinte sie nach einer Pause, „daß es gar nicht vorwärts geht mit Ihrer Angelegenheit.“

„Wahrhaftig, es scheint, als wollten sie aus Barmherzigkeit dem Hund den Schwanz allmählich stutzen.“

Sie wurde ganz eifrig. „Danken Sie doch Gott! Wenn Sie damals, in der ersten Erregung und Empörung — die Stadt hätte Sie ja am liebsten gesteinigt! — abgeurteilt worden wären, es wäre nicht glimpflich abgegangen!“

„Trotzdem!“ rief er mit hervorbrechender Ungeduld. „Dieser verwünschte schwerfällige Gang der hochnotpeinlichen Prozedur! Was wollen sie denn noch? Ich leugne ja nicht! Alles liegt klipp und klar! Und wenn's das schlimmste war — Herrgott, den Kopf kann's ja nicht kosten!“

Da sah sie ihn begütigend an, mit leisem, klugem Lächeln. „Herr Doktor, es ist ja ein gutes Zeichen. Glauben Sie mir's.“

Ein heimliches Versprechen, eine verborgene Blut, ein weiches, hingebendes Gewähren lag tief im Grunde der blauen Augen.

Er begriff es auf einmal mit stürmischem Herzklopfen: sie würdend gnädig mit ihm machen — und Kornelie . . .

Da kam Vittrich mit seinen tänzelnden Lieutenantschritten auf sie zu, um sie zum Walzer zu engagieren.

„Fräulein Kornelie,“ flüsterte Richard hastig, „würden Sie meine Vergangenheit vergessen können?“

Dabei war er aufgestanden und umfaßte die Stuhllehne mit seinen bebenden Händen.

Sie sah in ihren Schoß. Der Atem quoll ihr schwer aus der Brust. Sie nickte nur.

„Und vergeben? Von Herzen vergeben?“

Da blickte sie ihm mit unerbittlicher Leidenschaft in die Augen und sagte fest und freudig: „Ja! Von ganzem Herzen!“ — —

Jetzt hielt es Richard nicht länger aus in dem heißen, staubigen, von Gasgeruch und parfümierter, verdorbener Luft erfüllten Saale.

Die Brust wurde ihm zu eng, er mußte mit sich ins Reine kommen. Auch überfiel ihn plötzlich ein unruhiger Gedanke an Hans Martin. Er sah nach der Uhr: halb eins.

Eilig verabschiedete er sich von Professor Horstmann und seiner liebenswürdigen Frau.

Auf dem Wege nach dem Korridor fand er Urban ganz allein in einem kleinen, mit Cigarrendampf erfüllten Zimmer, in dem noch die Spieltische standen mit den heruntergebrannten Lichtern.

Der Direktor schien sich bei einem Glase Wein einer leichten, wohligen Träumerei ergeben zu haben. Er trug die Miene des gutmütigen, alten Papa in noch stärkerem Maße zur Schau als beim Beginn des Festes. Vielleicht hatte er ein harmloses kleines Spitzchen erwischt, das ihn die Welt in rosigstem Lichte sehen ließ.

„Was, Kollege, schon gehn?“

„Leider, Herr Direktor. Ich habe meinen Kranken schon zu lange allein gelassen.“

„Kranken? Ja, ja.“ Er schien sich etwas mühsam zu bestimmen. „Habe gehört. Ja. Na, war hübsch von Ihnen. Ueberhaupt, freu mich. Hat ja eine gute Wendung genommen — die — die — Ihre —“ Er suchte ein wenig lange nach dem passenden Ausdruck.

Richard sprach dem alten, jovialen Herrn seinen Dank aus und verabschiedete sich. Urban blinzelte vergnügt mit den weinseligen Neuglein. Das hölzerne Gesicht war gar nicht wiederzuerkennen.

„Na, nu aber tabula rasa, Kollege,“ meinte er verfräulich. „Tabula rasa. Erich durch. Gute Nacht. Auf Wiedersehn!“

Als Richard Volkmar die Treppe hinabstieg im stechend hellen Lichte der Gasflammen, grübelte er über die dunkeln Andeutungen des Direktors nach. Was konnte er anders meinen als das, was ihm selber schon dann und wann aufgetaucht

war, als Notwendigkeit, als unerlässliche Bedingung seiner Wiederaufnahme in die Gesellschaft?

Die schwere Flurthür schloß sich dröhnend hinter ihm. Er war draußen im Schneegestöber und schritt langsam dem Untenrent zu.

Es war totenstill in den schlafenden Straßen, die Laternen bis auf wenige gelöscht, die wie kleine rötliche Sterne durch den Flockenschleier schienen.

Richard ging wie auf Federbetten, überschüttet von Milliarden weißer, eifriger Damen. Ein Gefühl von Taubheit war ihm im Ohr, inmitten dieser unbeschreiblich tiefen, alles verschlingenden Stille.

Um so lauter schrien die Gedanken in ihm.

Was verlangten die Leute von ihm? Lene sollte er öffentlich verstoßen, anklagen, brandmarken? Die Scheidungsklage einreichen?

Das war die Bedingung, unter der sie ihn wieder in Gnaden aufnehmen wollten?

Natürlich! Wie hatte er nur daran zweifeln können! Wie hatte er diese Notwendigkeit so ganz außer acht lassen können! Weil es ihm einfach unausdenkbar war!

Seine Lene! Sein Weib! Helmut's Mutter!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Kinderfräulein.

In demselben Maße, in welchem sich das Angebot der Hausmädchen, Köchinnen und Jungfern vermindert und die genannten Kategorien im Werte steigen läßt, mehrt sich das Angebot der sog. Kinderfräulein, das zur Nachfrage in fast gar keinem Verhältnis mehr steht. Immer neue Scharen junger, hoffnungsfreudiger Mädchen senden die Fröbel-Vereine usw. alljährlich in die Welt hinaus, aber nur den wenigsten dürfte es gelingen, in dem schönen Beruf, welchen sie erwählt haben, Glück und innere Befriedigung und — was weit wichtiger ist — ihr pecuniäres Fortkommen zu finden.

Wer Zeit und Gelegenheit hat, den Annoncenstil der Zeitungen zu studieren, kann sich überzeugen, daß ein und dieselben Familien in kurzen Zwischenräumen immer wieder ein neues Kinderfräulein zu engagieren suchen; es liegt durchaus nicht immer an dem Fräulein, daß das Verhältnis kein dauerndes war. Nur in den allerwenigsten Familien wird den Mädchen, welchen man die Kinder anvertraut, die Stellung angewiesen, welche ihr gebührt. Sie soll die Beaufsichtigung der Schularbeiten größerer Kinder übernehmen, muß also selbst die Oberklassen der höheren Töchterschule mit Erfolg absolviert haben, sie soll Nachhilfe in Englisch, Französisch, Musik erteilen können, soll in Hand- und Hausarbeit, womöglich auch im Schneidern bewandert sein, muß aus „guter Familie“ stammen und mündliche und schriftliche Empfehlungen aufweisen können, wenn es ihr gelingen soll, eine meist nur sehr mäßig honorierte Stellung zu erhalten. Sehen wir uns nun diese mühsam erlangte Position einmal näher an.

Schon beim Engagement wird der Dame bedeutet, daß die Kinder, welche sie übernehmen soll, infolge längerer Unfähigkeit oder allgemeiner zarter Körperkonstitution usw. in der Erziehung vernachlässigt worden sind und daß man es auch in der Folge nicht gern sehen würde, wenn Strenge angewendet würde. Man giebt ihr zu verstehen, daß man von ihr das pädagogische Kunststück erwarte, diese mehr oder weniger verwilderten Knaben und Mädchen in möglichst kurzer Zeit in gestittete Menschenkinder umzuwandeln.

Freudig und voll Zuversicht erklärt sich die Novize in ihrem Maße zu dieser Aufgabe bereit. Sie weiß eben nicht, daß sie sich erboten hat, ins Lede Faß der Danaiden zu schöpfen. „Noch kein krankes Kind starb je an guter Erziehung,“ sagt Jean Paul, aber die Eltern sind weit entfernt, diesen Ausspruch zu beherzigen. Sie sind in ihre Kinder vernarrt und betrachten jeden, der sie auf etwaige Fehler ihrer Erbsöhne aufmerksam macht, von vornherein als ihren Feind. Mit dem Eintritt der neuen Erzieherin in das Haus beginnt in der Regel auch ihr Martyrium.

Sie hat die Körperpflege der jüngeren Kinder übernommen, doch kann eine solche nur unter fortgesetztem, mit Geißeln und Gestraupel verbundenen Protest der Pflegebefohlenen durchgeführt werden. Gültiges Zureden verfangt natürlich nicht. Das Fräulein ist gezwungen, die keinen Unholde, welche ihr bei der Prozedur des Waschens und Kämmens fortwährend ausdrücken wollen, an dem Arm festzuhalten. Die Folge dieser Zwangsmaßregel ist verstärktes Scheul. Die Mama erscheint auf der Bildfläche und betrachtet das Fräulein, welches es augenscheinlich nicht versteht, mit den Lieblingen umzugehen, mit finsternen Blicken.

„Mama, Fräulein twieft mich!“ „Fräulein hat mich beim Waschen geschubbert!“ „Fräulein hat mich mit dem Stamm gesiept!“ So schwirren die Anklagen durcheinander, und die Mama stellt sich mit einem gedehnten, mißbilligenden: „Aber Fräulein!“ auf die Seite ihrer Kinder. Die Kinder aber, und mögest sie im allgemeinen noch so beschränkt sein, haben ein feines Verständnis für Blick und

Gebarden ihrer Eltern. Der Ton, in welchem diese mit dem Fräulein verkehrten, ist maßgebend für das Benehmen der Kleinen gegen die Erzieherin. Das gebedhte: „Aber Fräulein“, welches von einem mißbilligenden Kopfschütteln begleitet wird, klingt in den Ohren der ungeschogenen, kleinen Weltbürger, die vor Wasser und Seife im Besonderen und vor Gouvernanten im allgemeinen einen großen Widerwillen empfinden, wie Sphärenmusik. Das Fräulein hat weder gekniffen, noch geschubbert oder gejeipt, aber ihre Stellung im Hause ist trotzdem erschüttert. Ueberall, wo sie gewissermaßen ihre Pflicht thun will, stößt sie von seiten der Kinder auf energischen Widerstand. Es ist ihr nicht, wie dem Lehrer, gestattet, über den Widerspenstigen eine Strafe zu verhängen und sich dadurch die notwendige Autorität zu wahren, sondern sie ist einzig und allein auf den Weg der Mlage angewiesen, den sie aber nur selten zu betreten wagt, da sie den Eltern durch fortwährende Beschwerdeführung über die Kinder lästig zu fallen fürchtet und in den meisten Fällen nichts damit erreicht als schleise Gesichter. Bei den Kindern dagegen lautet jedes zweite Wort: „Ich sag's der Mama!“ Sind die Schularbeiten schlecht und fehlerhaft geschrieben worden und hat sich das Fräulein zu einer Mühe betanlagt gesehen, so sagt es der Jögling der Mama, die nun das Fräulein wegen betwiesenen Mangels an Geduld zur Rede stellt. Gelingt es dem Fräulein nicht, die Jöglinge in ihrer freien Zeit gut zu beschäftigen, das heißt ihnen jeden Augenblick mit einem andern amüsanten Spiel aufzuwarten, so langweilen sich die lieben Kinderchen und das Fräulein kommt wieder vor die gestrenge Mama. Die Mama hemmt jeden guten Einfluß, den die Erzieherin auf die Kinder ausüben will; sie tritt ihr bei der Ausführung selbsterteilter Aufträge entgegen, sobald dieselben mit den Wünschen ihrer Liebtinge nicht übereinstimmen, nimmt Liebe und Gehorsam derselben eifersüchtig nur für sich allein in Anspruch und legt es schließlich und endlich doch immer wieder dem „Fräulein“ zur Last, wenn nach Verlauf von einigen Monaten nicht die geringste Besserung im Verhalten der Kleinen erzielt worden ist. „Wozu bezahlst man eigentlich eine solche Person?“ Im Einklang mit dieser Schlusfolgerung steht natürlich auch das Zeugnis und die mündliche Empfehlung, welche die Dame des Hauses dem Fräulein für ihre vergeblichen Bemühungen ausstellen läßt — und die Stellung ist wiederum valant. Eine Erzieherin nach der andern versucht ihr Heil in der Familie und jede verläßt nach einigen Monaten um eine traurige Erfahrung reicher, enttäuscht und verbittert das Haus, um anderswo mit einigen Variationen — dasselbe zu erleben.

J. J. Ehdnider.

Kleines feuilleton.

p. Frohes Blut. „Ge, Landsmann! Gel!“ Ich kehrte mich um, Hundert Schritte hinter mir auf der Landstraße rief es jemand, der sich eiligen Fußes bemühte, mich einzuholen. Eine schlanke Jünglingsfigur mit einem kleinen Päckchen unterm Arm lam auf mich zu. Als der Fremde herangekommen, mich begrüßt und nach dem Weg gefragt hatte, sah ich, daß es ein Mann hoch in den Jünfzigern war, der nun neben mir einhertritt. Das rosigc, wenn auch von einigen Falten und Fältchen durchzogene Antlitz mit auffallend lebendigen, fröhlichen Augen, das freie Kinn und der schmale, blonde Schnurrebart hätten das richtige Alter des Mannes nicht annähernd richtig erraten lassen. Aber unter dem schwarzen fleisen Hut mit absteherender Krempe sah kurzgeschorenes, eisgraues Haar hervor.

Der Alte war Glaser und befand sich auf der Wanderfahrt. Am Morgen hatte er Berlin verlassen; nun wollte er nach Schlesien runter. In nächsten Dorfe beabsichtigte er zu übernachten. Bis dahin hatten wir gleichen Weg.

Wie ein Mensch, der mit aller Welt bekannt und Gutfreund ist, begann er unaufgefordert von seinen Erlebnissen zu erzählen. Dabei waren Kopf und Arme in fortwährender Bewegung. Seine letzte Arbeitsstelle war in Aalborg im nördlichen Dänemark gewesen. Ueber Schleswig, Kiel, Hamburg, Hannover führte seine Wanderung ihn nach Berlin. Von hier hatte ein Arbeitsnachweis den Glaser in eine kleine Stadt, die hinter uns lag, geschickt. Aber der menschenfreundliche Meister wollte einen jungen Gesellen und wies den Alten empört ab.

„Freund“, sagte der fidele Wandersmann, „ich muß mir mein Haar färben. Die Welt will betrogen sein. In meiner Arbeit merit's gar niemand, wann ich auf die Welt getrocken bin. Siehst Du?“ — mein neuer Freund war unwillkürlich zu dieser vertraulichen Anrede übergegangen — „siehst Du, ich stehe schon noch meinen Mann beim Schaffen, das kannst Du glauben! Da mag sich manch' Zwanzigjähriger verdecken! Alt? Bah! Ich denke Du noch so einige zwanzig Jährchen auf dieser Erde herumzugondeln.“ Er nahm eine Peise. „Nun. Man wird schon mal wieder irgendwo hängen bleiben. Was?“ Er schlug mich kräftig auf die Schulter.

Ich fragte ihn, warum er nicht nach Berlin zurückgefahren sei. „Aee, Freund! Erstens is in dem Nest auch nicht los. Und außerdem is mir die Luft dort zu dick. Verstehst Du? Man getraut sich nicht recht, die Nase aufzumachen. Ich siebele nach Breslau. Von da, wenn's sein muß, rüber in's Desteichische. Nach Prag, Wien, Budapest, Triest und so weiter. Wenn's mir grade einfällt, besuch' ich auch den Leo in Rom.“ Siehst Du, es is ja ganz schnuppe, wo man ist. Schön ist's überall.“ Seine hellen Augen sahen fröhlich über die öde Herbstlandschaft. Rechts ein schmaler Streifen Föhren; links Felder, dahinter einige Sandhügel mit verkrüppelten Tannen hier und dort.

„Können Sie nicht in Ihre Heimat gehen?“ fragte ich. „Heimat?“ Er blieb stehen, packte mich an beiden Schultern und hielt mich von sich, als betrachte er ein Weltwunder. „Heimat!“ Er brach in ein schallendes Gelächter aus. „Was ist'n das? Meine Heimat ist da und da und da!“ Er stieß mich dem Zeigefinger nach allen Windrichtungen in die Luft. „Ich hab's schon beinahe' vergessen, wo ich zu Hause bin. 's liegt nicht weit ab von meinem Wege, glaub' ich. In der Lausitz, bei Spremberg, haben mich die Ströme ausgegabelt. Meinst Du, ich geh' dahin und wenn's bloß fünf Minuten von meiner Straße abliegt? Fällt mir nicht ein! Was soll ich dort? Da kennt mich keine Seele mehr. Mühte 'mal hinschreiben an 'ne Behörde wegen eines Papiers. Weißt Du, was sie mir geantwortet haben? „Da Sie so und so lange fort sind, teilen wir Ihnen mit, daß Ihre Heimatberechtigung hiersebst erloschen ist.“ Verstehst Du? Sie wollten mich los sein. Gut! Darauf preiß' ich. Dreißig Jahre so ungefähr hab' ich das Raff nicht gesehen. Mögen auch fünfunddreißig sein. Ich hab's mir nicht angeschrieben. Schrumdibelduml!“

„Sie sind wohl weit herumgekommen?“ „Weit?“ Er lachte wieder, blieb stehen und ließ die beiden Arme wie Windmühlensflügel in die Runde gehen. „Dort war ich und dort. In Paris, Petersburg, Madrid, Lissabon, Kopenhagen, Riga, Konstantinopel. Ueberall, wo Du willst.“ Und er begann die ihm aufgefallenen Eigentümlichkeiten sämtlicher europäischer Großstädte vorzuführen, sich mit witzigen Bemerkungen und fröhlichem Lachen zuweilen unterbrechend. In einer halben Stunde vollte sich kaleidoskopartig das stizzenhafte Bild eines Erdteils vor mir auf. Als mein wunderlicher Begleiter einen Saltomortale von Amsterdam nach Luzern gemacht hatte, parodierte er den Gesang einer Semmerin. Mit einem Raketenprung gelangte er hinüber nach Krakau, demonstrierte mir auf der Chaussee einen Krakowial (polnischer Nationaltanz) und war gleich darauf in München, um von dem unübermeiblichen Hofbräuhaus zu schwärmen. Dabei schmalzte er in seliger Erinnerung mit der Junge...

Es dunkelte. Links im Hintergrunde tauchten die gartenumgebenen weißen Häuser einer kleinen Villenkolonie auf. Der Glaser blieb stehen. „Alles Willen, was?“ sagte er halb geringschätzig, halb spöttisch.

Dann gab er mir einen sanften Rippenstoß in die Seite, lachte und sagte geheimnisvoll: „Dumme Luderich, die Leutel! Sieben da seit auf einem Fied. Siehst Du: ich hab' nicht Kind noch Kegel, nicht Weib, nicht Schwiegermutter. Nichts hab' ich, als dies!“ Er hielt triumphierend das kleine Päckchen hoch. „Ein Hemd, ein Taschentuch, eine Bieste und mein Verbandsbuch. Verstehst Du? Einen Stod hat' ich mein Lebtag nicht. Mein Portemomnaie war nicht mehr zu gebrauchen. Alles fiel unten durav. Macht mir. Das Geld hat nach allemal in der Westentasche Platz gehabt. Aber was is ich hab'?“ Er klopfte mit der Faust auf die Brust. „Eine gute Lunge und Luft am Reisen! Siehst Du, das ist schön! Das ist sehr schön!“ Seine lustigen Augen leuchteten vor inniger Freude und immer wieder ergriff er meine Hand, um durch einen Druck seine Meinung zu bekräftigen.

Nur als wir vor der dunklen, veränderten Herberge standen, sog ein Schatten des Unbehagens über das rosige Antlitz des Alten. „In die Remen geh' ich nicht gern.“ meinte er bedenktlich, „erstens, weil oft Menschen da sitzen, die keine Freude am Reisen haben und dann, siehst Du, sind meistens kleine braune Käferchen dort einquartiert. Ich bin zwar ein Tierfreund, aber Dinger, die beißen mag ich nicht leiden.“

gc. Postbeförderung auf Grönland. In Grönland wird die Ankunft der Post nicht von einem schmetternden Posthorn und ebenso wenig von der schrillen Dampfpeife verkündet. Betradetet man von der felsigen Küste das Meer, späht man unter den dicken, hier und dort umferrtreibenden Eisküden, um in der Ferne einen selten Punkt zu finden, so sucht man vielleiht vergeblich danach, aber das scharfe Auge des Grönländers vermag einige dunkle Gegenstände zu entdecken, welche sich zu nähern scheinen, obgleich sie hin und wieder von den Eisküden verdeckt werden. Schließlich sieht man einen Ruderer, einen grönländischen „Rappei“, sich mit einformigen, saltmächtigen Bewegungen nähern. Sobald der Rapa (das Boot) sich dem Lande nähert, erhebt der im Boote Sitzende das Ruder, und das ist das Zeichen, daß er ansahren wird. Auf dieses vom Lande aus bemerkte Zeichen erschallt der Freudenruf: „paertok! paertok!“ (Die Post). Alt und Jung eilen aus den Hütten, um den Postmeister zu empfangen. Sobald der Strand erreicht ist, wird das Boot ans Land gezogen und die im Hinterteil liegenden Briefe und Pakete hervorgekommen. Auf diese Weise befördert man, wie ein dänischer Postbeamter zu berichten weiß, die Post an der grönländischen Küste auf einer Strecke von 200 englischen Meilen ebenso sicher, wie auf einer Dampfboot-Postlinie. Nur die kräftigsten Ruderer werden zur Postbeförderung verwendet. Der Abstand von einer Station zur andern beträgt gewöhnlich 20 bis 30 Meilen, und für eine solche Ruderfahrt bezahlt man den äußerst niedrigen Preis von ungefähr 1½ Kronen (1 M. 75 Pf.), sowie eine Schiffswurst und frisches Wasser für den Postführer überall, wohin er kommt. Bei gutem Wetter pflegt er täglich eine Strecke von 10 bis 12 Meilen zurückzulegen, ja man hat Beispiele, daß ein Ruderer innerhalb 21 Stunden eine 20 Meilen entfernte Station erreicht hat, ohne sich die geringste Ruhe zu gönnen. Außer der genannten Schiffswurst ist ein solcher Ruderer nur noch mit einem Stüd Sechundsipod versehen; er rechnet auf die Gastsfreicheit der Bevölkerung und erhält auch Hilfe, wo sich

Niederlassungen befinden. Im Notfall kann sein scharfer Pfeil eine Eidergans oder einen Alk erreichen, die er roh verzehrt. Zwingt ihn Müdigkeit oder der Einbruch der Nacht ans Land zu gehen, bevor er einen bewohnten Ort erreicht hat, so zieht er auf der ersten besten Insel seinen Rajal soweit auf den Strand hinauf, daß die Flut ihn nicht erreichen kann, denn er würde ein Opfer des Hungertodes, wenn die See sein Schiffelein entführen würde. Er legt einen schweren Stein in den Rajal, damit ein plötzlich ausbrechender Sturm nicht das leichte, aus Seehundsfellen verfertigte Boot davonführe. —

ic. **Eigentümlichkeiten des Geruchsinnes.** Es wird vielleicht schon mancher an sich die Beobachtung gemacht haben, daß der Geruchssinn weit empfindlicher in frischer Luft ist als in einer dumpfen oder verunreinigten Atmosphäre. Eine Pfeife Tabak z. B., die im Freien geraucht wird und namentlich an einem hellen Tage bei scharfem Wind, erhält einen besonderen Wohlgeruch, der jedenfalls stärker ist als unter anderen Umständen. Die Wirkung rührt von dem Ozon der Luft her. Man kann diese Thatsache leicht durch einen Versuch beweisen, indem man künstliches Ozon in der Luft erzeugt, wie es am leichtesten durch eine Elektrifiziermaschine geschehen kann. Man wird dann bemerken, daß der Tabakrauch ein besonders angenehmes Aroma in der Nähe der Elektrifiziermaschine annimmt. Wiederum ist es eine wohlbekannte Erscheinung, daß Leute in einem überfüllten Raum den schlechten Zustand der Luft vergessen und nicht früher daran gemahnt werden, als bis sie hinausgegangen und von neuem wieder eingetreten sind. Eine Person, die einen solchen Raum vom Freien her betritt, wird sofort die Verschlechterung der Luft empfinden. Es leuchtet ein, daß eine feine Verbindung auch hier zwischen dem Geruchssinn und der Reinheit der Luft besteht. Eine Spur von Parfüm ist angenehm, ein Ueberschuß lästig, so daß gewisse Wohlgerüche geradezu Uebelkeit erregen können, wenn sie sich in stark konzentriertem Zustand befinden. Jargonellen-Öl in größerer Menge riecht mehr nach Knoblauch als die Jargonellenbirne, aber ein bloßes Tröpfchen des Öls in die Luft versprüht, giebt einen Geruch, der von dem der Frucht nicht zu unterscheiden ist. Der widerwärtige Geruch von Schwefelwasserstoff ist weit stärker bemerkbar, wenn das Gas frei in der Luft aufgelöst, als wenn es weniger mit Luft vermischt ist. Das reine Gas scheint den berückichtigten Geruch nach faulen Eiern überhaupt kaum zu besitzen, sondern eher einen süßlichen Geruch, der demjenigen von Chloroformdampf nicht unähnlich ist. All diese Beobachtungen deuten darauf hin, daß der Geruch in einem gewissen Zusammenhang mit der Gegenwart von Sauerstoff steht, und daß bei der völligen Abwesenheit dieses Elements überhaupt kein Geruch mehr wahrgenommen wird. Daraus müßte man die weitere Folgerung ziehen, daß der Geruch eines Stoffs auf einer Veränderung beruht, die in ihm durch die Berührung mit Sauerstoff hervorgerufen wird. Es ist kürzlich in einer Großstadt der Fall vorgekommen, daß sich Leute in einer gewissen Entfernung von einem mit der Kanalisation in Verbindung stehenden Ventilator über die dort herkommenden schlechten Ausdünstungen beklagt haben, während der leitende Ingenieur der Anlage erklärte, er hätte die Ausströmung aus dem Rohr selbst mit der Nase geprüft und keinen merkbaren Geruch gefunden. Dies ist augenscheinlich wieder ein Beispiel dafür, daß der Geruch nicht bemerkbar ist an der Stelle, wo die unreinen Gase in großer Menge aus einer Leitung austreten, sondern erst in einiger Entfernung, nachdem sie sich mit Luft vermengt haben. Daraus wird es auch wohl erklärlich, daß die Leute, die mit der Kanalisation zu schaffen haben, unter dem Geruch weniger leiden, als die Personen, die in einiger Entfernung von ihnen etwa auf der Straße vorübergehen. Die Sache hat aber noch ihre Besonderheit, durch die sie erst ins rechte Licht gesetzt wird. Aus den bisher mitgetheilten Beobachtungen könnte man schließen, daß der Sauerstoff der Luft sich höchst unnütz dadurch macht, daß er neben den Wohlgerüchen auch all die schlechten Dünste für unsere Nase bemerklich macht. Darin liegt aber nur der Anfang der Sauerstoffwirkung. Schließlich triumphiert dieses lebenspendende Gas und zerstört die unangenehm riechenden Stoffe oder führt sie in einen andren Zustand über, in dem sie uns nicht mehr beleidigen, noch uns schädlich werden können. —

Kunst.

hl. „**Kunst und Künstler**“ ist eine neue Monatschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbe betitelt, deren erstes Heft soeben im Verlage von Bruno Cassirer, Berlin, erschienen ist. Als Redakteure werden Emil Heilbut (der früher unter dem Pseudonym S. Helferich schrieb) und César Flaischlen genannt. Schon das erste Heft erweckt den Eindruck, daß diese Zeitschrift unter der Fülle der Veröffentlichungen auf diesem Gebiete sich eine besondere und hervorragende Stellung erwerben wird. Auch ohne daß dies besonders ausgesprochen wird, sieht man, daß sie in demselben Geiste geleitet werden dürfte wie der Kunstsalon, von dem sie ausgegangen ist, d. h. daß allen ihren Arbeiten ein sehr ernster und reiner Begriff von der Kunst zu Grunde liegen wird. Eine Zeitschrift wird ihren Namen natürlich weiter stehen müssen als ein Salon, und es ist sehr zu begrüßen, daß auch die alte Kunst, soweit ein Anlaß dazu vorliegt, berücksichtigt werden soll; gleich das erste Heft bringt einen orientierenden Aufsatz über den neuen Cranach des Berliner Museums von Friedländer, dem eine schöne Abbildung des reizvollen Werkes beigegeben ist. Von den übrigen

Verantwortlicher Redakteur: Carl Feld in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Beiträgen ist hervorzuheben ein Aufsatz Emil Heilbuts über Wilhelm Trübner, dem auch die meisten Reproduktionen des Festes gewidmet sind, und eine Studie Wilhelm Bodes über „Die amerikanische Konkurrenz im Kunsthandel“, deren Gefahr für Europa infolge der flüchtigen und auf Sensation berechneten Art der amerikanischen Rabobs als durchaus nicht so dringend dargestellt wird; Gerhart Hauptmann veröffentlicht Tagebuchblätter über das Mediceergrab in Florenz. Eine Kunstschronik, Bücherbesprechungen und Zeitschriftenschau beschließen das Heft. —

Physikalisches.

ss. **Phosphoreszierende Diamanten.** Die Diamanten zeigen gelegentlich einen sonderbaren Wechsel der Farbe, der mit ihrem Feuer gar nichts zu thun hat. Es sind scheinbar durchaus nicht die schönsten und geschätztesten Steine dieser Art, die jene Eigentümlichkeit besitzen. Ein französischer Forscher hat jüngst vor der Pariser Akademie der Wissenschaften darauf aufmerksam gemacht, daß die Diamanten zuweilen unter der Einwirkung von violetterem Licht einen fluoreszierenden Farbenwechsel annehmen. Außerdem beschrieb er einen gelben Diamanten, der nach einer Einwirkung des violetten Lichts von wenigen Minuten dunkelbraun wurde, nach 24 Stunden aber seine frühere Farbe und seinen alten Glanz zurückerhielt. Durch diese Mitteilung angeregt, hat ein Mitarbeiter der „Chemical News“ gewisse Beobachtungen zur Erinnerung gebracht, die vor geraumer Zeit großes Aufsehen gemacht haben. Auf einer Gelehrtenversammlung in Aberdeen im Jahre 1859 wurde ein Diamantring mit fünf Steinen ausgestellt, von denen zwei im Sonnenlicht ganz auffallende Fluoreszenz zeigten, während die andren diese Eigenschaft nicht besaßen. Die fluoreszierenden Diamanten hatten außerdem die Eigenheit, nach einer längeren Bestrahlung noch stundenlang im Dunkeln zu leuchten. Die Steine fielen allgemein auf, und man versuchte nun eine große Zahl von andren Diamanten, um die Verbreitung jener Eigenschaft festzustellen, aber an keinem andren konnte sie ermittelt werden. Jedenfalls scheint so viel festzustehen, daß die Diamanten ersten Ranges keine Fluoreszenz oder Phosphoreszenz zeigen. Möglicherweise rührt die Eigenschaft von einer gewissen Verunreinigung des Steines her. Es stellte sich auch heraus, daß diese Steine unter violetten und ultravioletten Strahlen überhaupt an Glanz zunahmen, während andererseits ein langanhaltender Einfluß des Sonnenlichtes die Kraft der Phosphoreszenz erschöpfte. 1896 nämlich wurde jener berühmt gewordene Diamantring von dem hervorragenden Physiker Thompson gelegentlich eines Vortrages über elektrische Schatten und elektrisches Leuchten wieder vorgelegt und ausgestellt. Die Steine besaßen noch immer ihren alten Glanz, aber am nächsten Tage war es, als ob sie die Fähigkeit der Phosphoreszenz ganz eingebüßt hätten. Nachdem sie nun einige Tage im Dunkeln aufbewahrt worden waren, lehrte die Phosphoreszenz zurück. Man hat die Diamanten übrigens auch mit Röntgenstrahlen untersucht, für die sie in allen Fällen vollkommen durchlässig zu sein scheinen. Jene phosphoreszierenden Diamanten des Ringes aber ergaben unter Röntgenstrahlen ein verschwommenes Bild, und diese Thatsache verweist ebenfalls darauf, daß ihre Phosphoreszenz infolge von Verunreinigungen in dem reinen Kohlenstoff der Diamanten herrührt. —

Humoristisches.

— Der Proj. Kommerzienrat (der eine Reise antritt): „Nun, halte hübsch Ordnung, Rosalie... Und wenn Du an den Geldschrank gehst, werf mer die Millionen nich durcheinander!“ —

— Standpunkt. Automobilfer (zu Fuß im Walde): „Blumen und Lammendambust — keine Spur vom Benzingeruch... ja, hier hat die Kultur aufgehört!“ —

— Pietät. Sonntagsausflügler (dem in glühender Hitze ein Wirtshaus winkt): „Naa, döös köönt' mer' Vater selig net sehgen, daß sei' oanziger Sohn a so Durst leit'n muach! Kaff'n mer uns a Maß!“ — (Regendorfer Blätter.)

Notizen.

— Wie das „Berliner Tageblatt“ mitteilt, sind die Tage des „Bunten Theaters“ in der Köpnickestraße gezählt. Das Brettl wird sich schon zu Weihnachten in eine Bühne alten Stils verwandeln. —

— „Der Herr Hofmarschall“, ein Schwank von G. Konkowski, ist vom Wiener Stadttheater zur Auführung angenommen worden. —

— Das Schauspiel „Erstarrte Menschen“ von Ludwig Huna fand bei einer litterarischen Matinee im Wiener Josefstädter Theater großen Beifall. —

— Das Münchener Colosseum wird im nächsten Jahre zu einem Volkstheater umgebaut werden. —

— Die vieraktige Volksoper „Andreas Hofer“ von Emanuel Moor hatte bei der Erstaufführung im Kölner Stadttheater starken Erfolg. —

— Die Villa Borgese in Rom wurde bei der gerichtlichen Versteigerung für 3 000 000 Lire vom Staate angekauft. —

Worms's Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.